

Urs Aeschbacher

Die theologische Mär von der atheistischen Verzweiflung

Ein fehlender Glaube an eine göttliche Schöpfung und an ein Leben nach dem Tod bringe den Menschen seelisch in eine verzweifelte Lage. Diese Behauptung hört man immer wieder von christlichen Wortführern. Ein Beispiel dafür liefern die folgenden Sätze eines früheren Beraters von Papst Benedikt XVI: „Dass der Mensch ganz und gar Natur, ein natürliches Wesen ist und aus untermenschlichem Leben hervorgegangen ist, das ist für das Selbstverständnis des Menschen nur dann nicht tödlich, wenn die Natur ihrerseits von Gott geschaffen ist und die Hervorbringung des Menschen einer göttlichen Absicht entspricht.“ (Spaemann 2007, S. 30) Gleichermaßen verkündet ein Professor der Päpstlichen Universität Santa Croce wörtlich, Atheismus sei für das Selbstverständnis des Menschen tödlich (Rhonheimer 2016, S. 247).

Ins selbe Horn stößt ein früherer Hochschulbeirat der Deutschen Evangelischen Kirche: Die Hinwendung zur Religion, befindet er, „hat die Erfahrung eines dem absolut Sinnlosen ausgelieferten Entsetzens im Hintergrund“ (Gerhardt 2016, S. 72). Fügen wir noch einen gekürzten Auszug aus dem vom Zweiten Vatikanischen Konzil formulierten und 1965 von Papst Paul VI verlautbarten Text „Gaudium et spes“ hinzu: „Der Mensch erfährt (...) die Furcht vor dem immerwährenden Verlöschen. Er urteilt aber im Inneren seines Herzens richtig, wenn er die völlige Zerstörung und den endgültigen Untergang seiner Person mit Entsetzen ablehnt. (...) Jedem also, der ernsthaft nachdenkt, bietet daher der Glaube, mit stichhaltiger Begründung vorgelegt, eine Antwort auf seine Angst vor der Zukunft an.“¹

¹ www.vatikan.va/archive/hist.../vat-ii_const_1965, Art. 18, zuletzt abgerufen am 27.4.17.

Angst und Entsetzen also bei den Ungläubigen? Heulen und Zähneklappern angesichts eines zufälligen Geworfenseins in ein begrenztes Leben ohne jenseitige Fortsetzung? Und Schutz dagegen nur möglich entweder durch Oberflächlichkeit und Zerstreuung oder aber durch Gottesglauben? Dieses Entweder-oder-Argument ist nicht besser geworden, seit Blaise Pascal es vor fast 350 Jahren damit versucht hat. Propagandatechnisch gesehen ist es zumindest zweischneidig. Insofern es nämlich einer psychologischen Begründung für den Glauben gleicht, wertet es diesen ab: Es gerät in die Nähe einer Werbung für (Auto-) Suggestionstechniken zur Angstbewältigung.

Vor allem aber: Die Ausgangsbehauptung über den „verzweifelten atheistischen Seelenzustand“ stimmt gar nicht! Dem Gedanken einer zufälligen evolutionären Entstehung und einer nur irdischen Existenz des Menschen kann man sich nämlich durchaus bewusst stellen, ohne in Angst und Entsetzen zu verfallen, und viele tun das auch. Wenn die zitierten christlichen Wortführer das offenbar nicht konnten (sofern man ihrer Behauptung einen persönlichen Erfahrungshintergrund unterstellen darf), so ist das ihr eigenes Problem – und das sollte nicht zum Menschheitsproblem gemacht werden. Hier stellt sich aber auch die Frage: Haben diese theologischen Herrschaften denn wirklich nie Atheisten persönlich kennengelernt, die „trotz“ ernsthaften philosophischen Nachdenkens ohne seelische Verzweiflung durchs Leben gehen? In meinem Freundes- und Bekanntenkreis gibt es jedenfalls nicht wenige davon. Auch ich bin so einer, und weil ich mich selbst am besten kenne, nehme ich mich hier als Parade-Gegenbeispiel gegen die eingangs zitierten Verzweiflungs-Diagnosen.

Schon als Jüngling zierte ich eine Wand meines Zimmers mit einer Fotostrecke, die eine Sequenz von immer komplexer werdenden Organismen zeigte. Die Theorie der natürlichen Evolution hatte mich früh gepackt und ich habe sie seither ein Leben lang freudig bejaht, mitsamt den Implikationen einer natürlich-zufälligen Genese und einer nur vorübergehenden persönlichen Existenz. Diese Theorie war und ist für mich eine Quelle ehrfürchtiger Lebensbejahung. Dass die Natur sich im Menschen selbst einen Freiraum, quasi einen Abstand und ein

Bewusstsein von sich selbst geschaffen hat, das habe ich immer als einen erstaunswerten, überwältigenden und begeisternden Gedanken empfunden.

Das Wie bleibt dabei geheimnisvoll und – bezüglich des Widerspruchs zwischen naturgesetzlicher Determiniertheit und persönlich erfahrbarer Freiheit – ein Paradox (das übrigens m.E. durch die Annahme eines dann seinerseits geheimnisvollen Schöpfergottes kein bisschen erklärlicher würde). Aus diesen Gedanken fließt für mich auch ein Gefühl menschlicher Würde, gerade auch der Würde eines Wesens, das die Frage aushalten muss, die es für sich selber darstellt. Und ein Gefühl der Solidarität mit all den Wesen, die mit ebendieser Frage konfrontiert sind. Und eine Freude am Ausüben der geschenkten Freiheit, an der schöpferischen Betätigung der (eigenen und fremden) menschlichen Fähigkeiten, die in ihrer zeitlichen Begrenztheit als eine Art von „Blühen“ gelten kann. Und ein Gefühl der Verpflichtung, die gesellschaftlichen Bedingungen solchen „menschlichen Blühens“ sichern und verbessern zu helfen, beispielsweise durch Sicherung der Freiheit und Förderung der Bildung. Und nicht zuletzt bringt das besondere Verhältnis zur Natur auch ein besonderes Verständnis für sogenannte menschliche Schwächen mit sich. Alles in allem gehöre ich zu einer Spezies, die trotz ihrer beträchtlichen Verbreitung den zitierten prominenten Theologen unbekannt zu sein scheint – nämlich zu jener der ernstesten aber wohlgemuten atheistischen Humanisten.

Literatur

- Gerhardt, Volker (2016): Glauben und Wissen, Stuttgart.
Rhonheimer, M. (2016): Homo sapiens: die Krone der Schöpfung, Wiesbaden.
Spaemann, Robert (2007): Der letzte Gottesbeweis, München.